

**Volker Wolter:
Rede aus Anlass der Preisverleihung des KulturWerks Rahlstedt
im Wettbewerb „Begegnung mit dem Fremden“
Dankeskirche Rahlstedt, 22.11.2015**

Liebe Frau Meers, lieber Herr Ritzenhoff, liebe Besucherinnen und Besucher dieser Preisverleihung, liebe Initiatoren vom Kulturwerk Rahlstedt!

Mir ist die Aufgabe zugefallen, Ihnen gleich die Entscheidung der Jury hinsichtlich des ersten bis dritten Preises und des Sonderpreises im Rahmen des Rahlstedter Wettbewerbs zum Thema „Begegnung mit dem Fremden“ mitzuteilen und zu erläutern – eine schöne, aber angesichts der Fülle der eingereichten und sehr gelungenen Arbeiten überhaupt nicht leichte Aufgabe.

Zunächst darf ich Ihnen die dreiköpfige Jury vorstellen.
Das Kulturwerk Rahlstedt hat 3 externe Juroren aus dem Rahlstedter Raum berufen.

Frau Anne Willig-Wyborny ist Kunsterzieherin am Gymnasium Oldenfelde und damit die einzige Expertin in unserer Runde. Herr Marcus Czerwionka ist der Center Manager des Rahlstedt Center, ich heiße Volker Wolter und bin Schulleiter am Gymnasium Rahlstedt. Wir beide sind einfach nur „interessierte Laien“.

Bevor wir uns an die Arbeit gemacht haben, mussten wir uns natürlich erst einmal darüber verständigen, wie wir den Titel dieses Wettbewerbs verstehen wollten. Die Formulierung „Begegnung mit dem Fremden“ enthält ja eine gewisse Unschärfe dadurch, dass man bei „dem Fremden“ das grammatische Geschlecht nicht sofort erkennen kann. Hinter „dem Fremden kann sich „der Fremde“ oder „das Fremde“ verbergen.

Wir waren uns aber schnell einig: wir wollen darin das Fremde sehen, weil darin beides aufgehoben ist: Als Zustand, als Gefühl, als Beziehung, als abstrakte oder auch sehr konkrete Erfahrung.

Wer an das *Fremde* denkt, denkt immer auch – anders geht es gar nicht – an das *Eigene* und hat damit eine Grunddisposition menschlicher Erfahrung vor sich, die man wirklich als *conditio humana* bezeichnen kann: fundamentaler geht's kaum.

Das *Eigene* ist das uns Vertraute, das unproblematisch Erscheinende, das scheinbar Gefahr- und Konfliktlose, das im Alltag bewährte, das uns Halt gibt, vielleicht aber auch in der Routine zum Langweiligen wird. Das *Fremde* erscheint oft zunächst als das Unbequeme, das Verstörende und Konflikträchtige, irritierend, destabilisierend, gefahrvoll – aber womöglich auch als Entgrenzung, als das Neue, Spannende, Exotische.

In der Jury waren wir uns jedenfalls einig: das eine kann nicht gegen das andere ausgespielt werden. Wer nichts *Eigenes* hat, geht im Muster der ihn umgebenden

Welttapete auf und verliert seine Identität im *Fremden*. Wer nur im Eigenen verharrt, erstarrt dabei und wird sogar im Eigenen immer ärmer.

Zwei Aggregatzustände unserer Welterfahrung also, zwei Seiten derselben Medaille – ein andauernde Prozess der Auseinandersetzung, der Einvernahme und der Entäußerung, von der ersten Minute unseres Lebens bis zum Schluss.

Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht: ich stelle an mir fest, dass das, was ich an meinen Eltern immer so schwierig fand, bei mir manchmal auch schon einsetzt. Da kommt jemand mit einer neuen, fremden Idee, und mein erster Gedanke ist: schon wieder was Neues? Hatten wir das nicht überhaupt schon mal? Ist doch gut, wie es ist. Nun lasst das doch auch mal so! Da wird dann schon die Art und Weise junger Leute, in ihrem eigenen ständig modisch sich verändernden Jargon zu sprechen und sich entsprechend zu verhalten, verstörend, ja empörend: „Gibt's dafür auch ein deutsches Wort?“ „Leg doch mal das Handy weg!“

Die Gnade meines Berufes liegt darin, dass man sich in dieser Spontanreaktion sehr schnell wieder auf die Zunge beißt, weil man spürt, dass man mit einer solchen verfestigten Haltung den Bezug zur eigenen Klientel, zu den Schülern und auch zu den jungen Kollegen, sehr schnell verlieren würde. Das hält jung.

Diese Grundgedanken haben die Jury, implizit oder explizit, geleitet bei der Entwicklung eines kleinen Kriterienkatalogs dafür, welchen der Kunstwerke die 3 Preise und der Sonderpreis zuzuerkennen ist, denn Kunst hat nach unserem Verständnis die Aufgabe, die oben genannte Offenheit, die Weltoffenheit, diesen ungestalten Zustand, immer wieder herzustellen und uns durch neue Sichtweisen, Strukturen, Bewertungen, Neukalibrierung unser Koordinatensysteme zu irritieren. Sie soll uns neue Vorschläge für die Sicht auf die Dinge zu machen, nicht ohne den Hintergedanken, dass das *auch* nicht ewig trägt, sondern bald schon durch wiederum Neues hinterfragt werden wird.

So haben wir jedes Exponat danach befragt:

1. gibt es bei der Erstbegegnung mit dem Kunstwerk für uns so etwas wie „produktive Verstörung“?
2. ist es in der Lage, unser eingefahrenes Alltagsverständnis vom Eigenen und vom Fremden zu irritieren?
3. wird unsere Sicht auf irgendetwas, sei es ein kleines oder ein großes Thema, von dem Kunstwerk aufgefordert, sich neu zu sortieren?
4. enthält dieses Kunstwerk eine Art „Pointe“ im Sinne einer Zuspitzung, Verdichtung?
5. natürlich war auch das Handwerkliche von Belang. Wir haben es in dieser Hinsicht ja mit einer Fülle außerordentlich gelungener Kunstwerke zu tun. Frau Willig-Wyborny hatte da einen klaren Blick.

Wir waren uns sehr einig, dass sich die Fragestellung dieses Wettbewerbs natürlich auch und besonders durch die momentanen gesellschaftlichen Veränderungen, die dramatischen Zuspitzungen weltpolitischer Veränderungen, die ja auch in Rahlstedt mit den Händen zu greifen sind, und in der Begegnung mit den Menschen zuspitzt, die in ihrer Not zu uns gekommen sind und unsere Hilfe brauchen. Das gehört zum selbstverständlichen und nötigen Kontext dazu, auch dann übrigens, wenn das künstlerische Objekt uns diesen Bezug nicht *unmittelbar* aufdrängt.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen sind wir nun zu folgenden Prämierungen gelangt. Ich beginne mit dem 3. Preis.

Ein kleines Gebilde, von weitem durchaus vertraut. Es ist eines der Papiertheater, die wir vielleicht von früher kennen oder jedenfalls irgendwo schon mal gesehen haben. Die berühmtesten Papiertheater in Deutschland, um 1900, stammen von der Firma Schreiber in Esslingen am Neckar, die übrigens bis heute noch produziert. Es gab und gibt sie aber auch in Italien, in Frankreich, in Japan¹ und anderswo. Eine kleine Bühne aus Papier, auf der sich die Vielgestaltigkeit einer großen Menschenbühne, auch im übertragenen Sinn als Menschheitsbühne, in modellhafter Form nachahmen und erproben lässt, auf der sich die eigenen, meist aber die fremden Welten, das Exotische, auch die Gegen- und Unterwelten in Kleinstform darstellen lassen, eine frühe Form des Miniaturwunderlands mit spektakulären Kulissen aus den großen Märchen, Theaterstücken und Opern: Aida, Tempel, Pyramiden, Sphinx, die Welt der Griechen, der Germanen. Ein Stück bildungsbürgerlicher Kultur, gedacht zur Erbauung und ästhetischen Erziehung von Kindern, Goethe hatte es, Thomas Mann hatte es. Wer sich mit dieser Konnotation, mit dieser Erwartung diesem kleinen Theater nähert, freut sich auf das Exotische, auf das Eintauchen in eine fremde, unbekannte Welt. Dieses Theater macht neugierig, in der Mitte flimmert etwas. Man geht ganz nah heran, noch näher, muss sich sogar hinunterbeugen, um in das Hintere des Bühnenraums sehen zu können, schaut auf den Hintergrund und entdeckt plötzlich --- sich selbst! In einem Spiegel! Dieses Papiertheater überrascht uns mit der schockierenden Erkenntnis, dass wir gar nicht in die weite Welt fahren müssen, um dem Fremden zu begegnen. Es reicht schon die Begegnung mit uns selbst, um uns im positiven Sinne zu verstören und eine –vorübergehende- und heilsame Distanz aufzubauen. Eigentlich ist uns unser Gesicht bekannt wie keines; jeden Morgen müssen wir es ansehen, kritisch jede neue Falte, jede große Pore betrachtend. Nicht viel Neues unter der Sonne. Der neue Kontext, die kleine Bühne macht jetzt aus unserem Alltagsgesicht ein großes Theater.

Dieses Werk ist ein intelligentes, facettenreiches, pointiertes Spiel mit unserer kindlichen Neugier, unseren Vorerwartungen und Vorurteilen. Wenn sich der

¹ bekannt als „Kamishibai“

Vorhang dieses Mini-Theaters schließt, sind über *uns*, und sei es nur für einige Sekunden, wieder alle Fragen offen².

Der dritte Preis geht an Sabine Adam mit ihrem Objekt „Kamishibai“. Herzlichen Glückwunsch!

Ein seltsames Gerät, aus dem Kontext, in den es wahrscheinlich gehört, vielleicht ein Werkzeugkasten, herausgenommen und in einen neuen gestellt. Der Rahmen gibt dem Gegenstand den Status von ästhetischer Qualität, von höherer Bedeutsamkeit. Der Gegenstand reizt zu Vermutungen.

Das Material ist leicht erkennbar: es ist aus Holz. Eingestanzte eine „3“ und die Buchstaben „O“ und „M“. Das Rätseln beginnt. Ist die 3 eine Größe, eine Seriennummer? Sind die Buchstaben Anfangsbuchstaben eines Namens, einer Firma? Entweder wissen wir es oder wir wissen es nicht. Das Objekt gibt uns keine Hilfestellung. Die Spekulation setzt sich fort.

Die Form des Gegenstands, seine Materialität, seine Oberflächen werden wahrgenommen wie eine kleine Skulptur. Aber wir suchen nach dessen Bedeutung. Was will der Gegenstand? Wozu wird bzw. wurde er verwendet? Denn eines ist wohl klar: es handelt sich bei diesem merkwürdigen Gerät nicht um ein Werkzeug von heute wie eine Flachzange oder ein Schraubendreher. Es ist offenkundig aus der Zeit gefallen. Was dem Nutzer von früher eine Selbstverständlichkeit war, ist uns Heutigen völlig fremd geworden.

Nimm einen Gegenstand aus seinem bekannten Kontext, stelle ihn in einen neuen, und du machst aus ihm ein Kunstwerk. Diese Idee ist sicher nicht neu. So war z.B. der Flaschentrockner von Marcel Duchamp zunächst nur ein in den meisten französischen Haushalten vorhandener Gegenstand. Erst durch seine neue Umgebung im Museum wurden seine Formeigenschaften wie eine Skulptur wahrgenommen, was zu einer gewissen Ver-Fremdung des Gegenstandes führt, deren Wirkung auf unsere Wahrnehmung rätselhaft ist. Wer einige Zeit in den Mikrokosmos und die Wahrnehmungswelt eines Museums eintaucht, bemerkt, wie er durch die ihn umgebenden Gegenstände anders konditioniert wird. Frau Willig-Wyborny berichtet, dass schon der Blick aus dem Fenster z.B. der Galerie der Gegenwart auf Schienenstränge und die Alster, dieses eigentlich bekannte Draußen, ihr wie ein Ausstellungsstück erscheint und sie über die Andersartigkeit oder Fremdheit ihrer Wahrnehmung staunen lässt: Ein Perspektivwechsel verschafft neue Anschauungen.

Irgendwie so ähnlich verhält es sich mit dem sog. Readymade und dem *Objet trouvé*, die in der "Objektkunst" eine lange und vielfältige Geschichte haben, zum Beispiel auch, indem man Alltagsdingen eine bisher nicht gekannte Nähe zu anderen Dingen, ein neues Arrangement, verschafft: „Schön wie die zufällige Begegnung einer

² Zitat aus Brechts Parabelstück „Der gute Mensch von Sezuan“: „Wir stehen selbst enttäuscht und sehn betroffen. Den Vorhang zu und alle Fragen offen“

Nähmaschine mit einem Regenschirm auf einem Seziertisch³, fremd und verstörend, wie die Fettecke von Beuys.

Aber während es vielfach die Absicht des Künstlers ist, die bekannten Alltagsdinge aus ihrer Alltäglichkeit herauszureißen, man denke an das bekannte Urinal von Duchamp oder die Badewanne von Beuys, war dieses Instrument einmal ein Alltagsding. Wir begegnen hier nicht mehr uns selbst in der Gegenwart, sondern einem völlig anderen, früheren Hier und Jetzt. Eine doppelte Verfremdung.

Bevor wir hierfür den 2. Preis vergeben, müssen wir das Rätsel aber unbedingt lösen. Was ist dieses Ding denn nun wirklich mal gewesen? Man erfährt mehr darüber bei einem Besuch der Zimmerei im Rahlstedter Künstlerhaus

Ohlendorffturm, wird uns erzählt: Es ist ein sogenanntes Streichmaß, ein Werkzeug zum Anreißen von zur Kante eines Werkstücks parallelen Abständen. Der kleine Dorn ritzt diese Parallele in das Werkstück. Aber vergessen Sie das schnell wieder, denn eine solche Beschreibung entzaubert den Gegenstand, der nur durch seine Fremdheit seine Wirkung erzielt. Herzlicher Glückwunsch zum 2. Preis; er geht an Hans Jürgen Frommhagen für sein „3 O M“.

Das nächste prämierte Exponat ist ein klassisches Bild. Die Ausführung, der Umgang mit dem Material, die Farbigkeit: gekonnt.

An ihm überzeugt uns jedoch am meisten der irritierende, ja verstörende Gesamteindruck. Schon diese Formulierung ist paradox: wie kann einen ein verstörender Gesamteindruck „überzeugen“? Gemeint ist sicher nicht eine rationale Interpretation, die sich bei der Betrachtung des Bildes bei uns abspielt, sondern ein von Konnotationen und Assoziationen hin- und her gesteuertes Prozess widerstrebender Ideen. Und dies ist ein im Sinne unserer vorher genannten Kriterien gewünschter Prozess, beileibe kein Prozessergebnis. Ein Kopfkino, ausgelöst durch optische Eindrücke widerstrebendster Art.

Auf den ersten Blick wirkt das hier dargestellte Tier nicht wirklich fremd. Es könnte sich um ein Schwein handeln – oder doch eher einen Hund? Der Kopf wirkt wie maskiert. Ein vierbeiniges Säugetier mag das sein, aber doch ein anatomisch seltsam statisch, ja geradezu linkisch wirkendes, raum-zeitlich kaum festlegbares Wesen. Erinnerungen an eine Höhlenmalerei werden wachgerufen, die erdigen Farben wirken düster. Die uns bekannten Höhlenmalereien zum Beispiel in Frankreich oder Spanien sind in ihrer Aussagekraft und ihrer Wirkungsabsicht bis heute vielfach rätselhaft. Die Intentionen sind manchmal als zwecklos, manchmal als religiös zu deuten; sie dienen offenbar manchmal einem praktische Zweck: „so jagt man ein Bison!“ oder sie sind einfach nur künstlerischer Ausdruck einer Welterfahrung, ein Ventil und eine Projektion für Erlebtes, für sich selbst und für andere. Das mag auch hier so sein. Was hat es mit diesem Tier auf sich? Handelt es sich überhaupt um eine bestimmbare Gattung? Mit seinen gelenklosen Beinen wirkt es wie von einem Kind gemalt. Auch erinnert es an diese Figuren, die wir mit unseren

³ ein zentraler Satz der surrealistischen Kunsttheorie. Er stammt von Comte de Lautréamont, zitiert nach: Surrealismus in der deutschsprachigen Literatur, hrsg. von Friederike Reents, Berlin (de Gruyter) 2009, S. 208

Kindern im Herbst aus Eicheln, Kastanien und Streichhölzern basteln. Wir haben es hier mit einem überaus fremden Wesen vor unbestimmbarer Kulisse zu tun.

Andere der eingereichten Werke waren konkreter, situativer und verständlicher. Es war jedoch dieses Gemälde, zu dem alle drei Juroren immer wieder zurückgekehrt sind, um sich ihrer eigenen Irritation noch einmal zu versichern und wieder ins Gespräch zu kommen.

Wenn ich zumindest einige Kunstwerke der Moderne richtig verstehe, und das ist beileibe nicht leicht, sehen sich diese als Bewegung gegen die einfache Bestätigung des Gegebenen oder dessen Verdoppelung, als Verweigerung gegenüber allen Versuchen zur Affirmation des Bestehenden. Und solche Kunstwerke sind damit nichts anderes als eine institutionalisierte Begegnung mit dem Fremden. Indem sie uns häufig – und eben dies geschieht auch in diesem Bild – zum Beispiel durch ihren Perspektivwechsel, durch die Veränderung von Dimensionen, durch die Abkehr von einem einfachen, ab-bildenden, verdoppelnden Realismus, durch die Emanzipation der Farbe und durch neue Techniken und den bewussten Verstoß gegen hergebrachte Techniken die Welt fremd und immer im besten Sinne frag-würdig macht, verweist sie Kunstauffassungen, die genau dies alles nicht tun, in die Nähe von Konvention oder sogar Kitsch, und ist damit womöglich gelegentlich ein bisschen zu selbstgefällig. Eine solche Kunst, die uns das Fremde zeigt oder auf das Fremde in uns verweist, ist noch nicht die Realität, ist nicht der Alltag. Wir können es uns gar nicht leisten, ständig alle Alltagsroutinen, alle überkommenen Deutungsmuster über Bord zu werfen und nach neuen zu rufen. Aber Kunst soll doch wohl genau das. Sie ist ein „Simulationsraum mit herabgesetztem Risiko“⁴ (Wellershoff). Wer sich ihr aussetzt, sich ihrer Radikalität stellt, kommt darin nicht um, sondern erlebt kognitive und emotionale Konflikte, die helfen können, genau dieses auch in Alltagssituationen auszuhalten, produktiv zu wenden und das letztlich, in der Summe, als „Fortschritt“ zu begreifen.

In diesem Sinne hat uns dieses Bild, das sich nicht vollständig in Bedeutung und Erklärung auflösen lässt, am stärksten berührt. Es heißt „Fremd“ und stammt von Barbara Koch. Dafür den ersten Preis! Herzlichen Glückwunsch!

Ich komme jetzt zum Sonderpreis:

Er wird vergeben für ein Kunstwerk, das ein bisschen schräg liegt zu unseren Kriterien, aber doch auch irgendwie dazu gehört.

Unser Blick ist nämlich auf dieses Objekt dort gefallen und immer wieder daran hängen geblieben. Man weiß nicht genau, wohin es gehört, welcher Rubrik es zuzuordnen ist. Ist es ein einfaches Miniaturobjekt, ein Abbild, wie man es sich vor 30 Jahren, in nochmals verkleinerter Form, vielleicht in den Satzkasten stellte, niedlich,

⁴ so benennt Dieter Wellershoff eine der Hauptfunktionen der Kunst, Schwerpunkt Literatur. Vgl. D.W.: Wahrnehmung und Phantasie, Essays zur Literatur, Köln 1987 (Kiepenheuer und Witsch), S. 107

dekorativ, „nice to have“, aber auch ein bisschen banal? Oder ist dieser Flügel ein Spielzeug für Kinder bzw. Erwachsene. Und wenn es an der Seite einen Anschalt- und einen Umschaltknopf hat, will man sofort darauf drücken, um zu hören, was diese Spieluhr in sich hat. Diese Erwartung wird enttäuscht und gleichzeitig übertroffen, denn dieses Objekt kann weit mehr als eine einfache Spieldose oder Walzenspieluhr. Da steckt moderne Technik drin. Wenn man diesen elektrischen Spieldosen-Flügel in Betrieb setzt, kann man in zahlreichen Varianten ein bestimmtes Lied, ein bekanntes, hören. Das Stück, das ja eigentlich uralt ist, etwa aus den Jahr 1860 bis 1880 stammen soll, ist weltweit durch Billy Vaughn und Elvis Presley und im deutschen Sprachraum durch Hans Albers oder Freddy Quinn berühmt geworden:

„Ein Wind weht von Süd
und zieht mich hinaus auf See!
Mein Kind, sei nicht traurig,
tut auch der Abschied weh.“

La Paloma – die weiße Taube: Der Ruf der Fremde und des Abenteurers, der Abschied von der Liebsten – konventioneller geht es nicht. Ein Lied, verkitscht, missbraucht, häufig gehört bis zur Schmerzgrenze. Also alles andere als „fremd“. Man glaubt dieses Lied vollständig durchschaut zu haben. Man könnte es „zum Übrigen“ legen, wenn da bei dem Miniaturflügel nicht die Welt-Karte wäre, auf die man sich gern einen Reim machen möchte und die einem bei näherem Hinschauen deutlich macht, dass in dieser bis zum Überdruß bekannten Melodie durch die Erkenntnis ihrer Internationalität dann doch mehr stecken könnte als pseudo-maritime deutsche Innerlichkeit: „Die weiße Taube – reloaded“. Dieses kleine Unikum ist eine halb ernst gemeinte, halb ironisch augenzwinkernde Auseinandersetzung mit einem vielleicht nur scheinbar abgesunkenen Kulturgut und veranlasst zu einer neuen Auseinandersetzung mit einem Lied, das vielleicht bisher zum ganz und gar nicht Fremden, sondern zum Eigenen gehörte, aber in der Schublade ganz hinten. Der Sonderpreis der Jury geht daher an „Dümadissima“ und das Objekt „Mit La Paloma über die Fremde hinaus“. Herzlichen Glückwunsch!